



Illustriertes Sonntags-Blatt

1914. * Nr. 12

Beilage zur
Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung
 G. m. b. H., Daresalam.

Gefühnte Schuld.

Von Elja Stuber. (Schluß.)

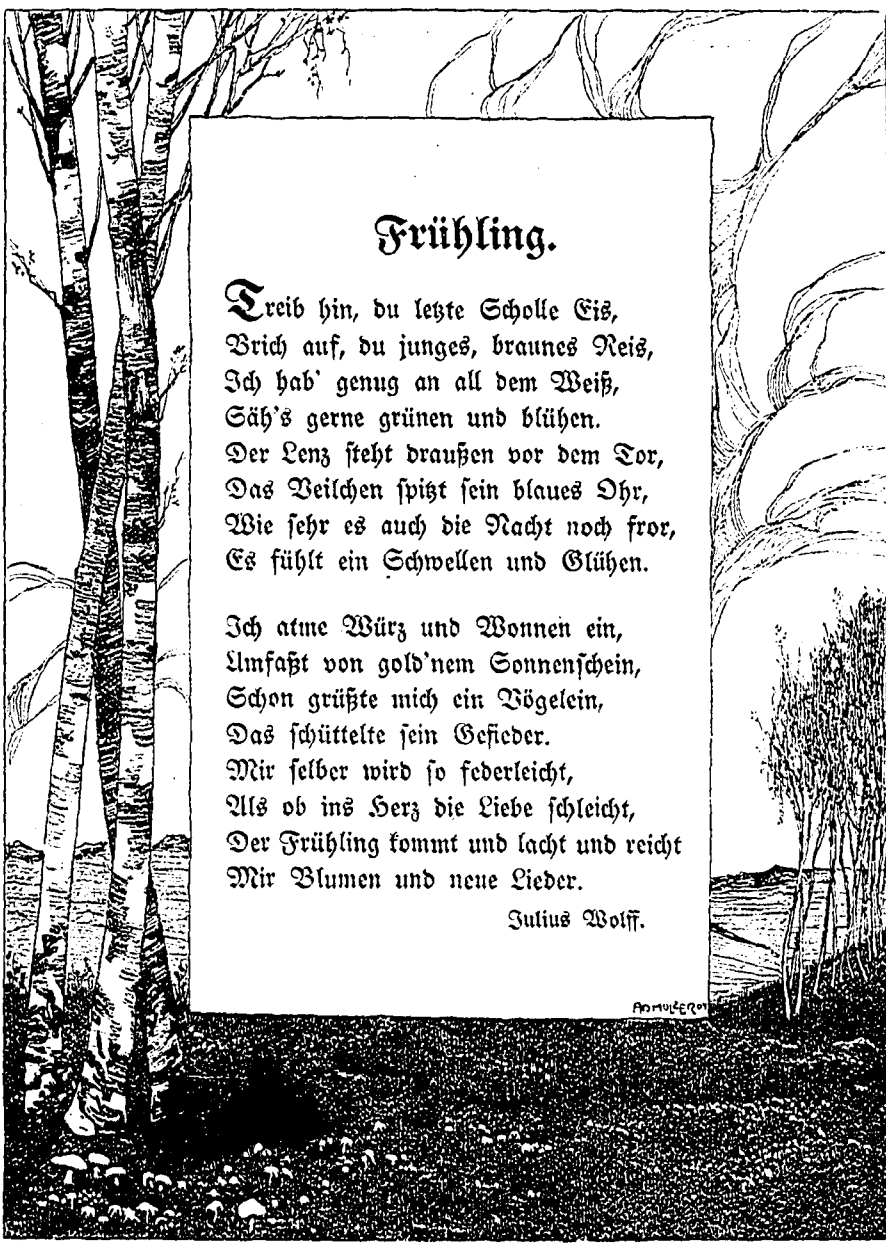
Lisa hatte damals nach des Großvaters Tode und nach der öffentlichen Enthüllung seines Geheimnisses lange Zeit krank gelegen. Gräfin Marco, die ebenfalls auf das tiefste erschüttert über das ungeahnte Ereignis war, hatte ihr Töchterlein zu sich genommen. Adelaide hatte erst gefürchtet, daß sich ihr Mann von ihr lossagen würde, nachdem auch er erfuhr, daß seine Frau die Tochter eines Verbreiters. Diese Befürchtung war jedoch ganz unnötig. —

Adelaide traf ja keine Schuld, sie war durch den Vater und hauptsächlich durch dessen Mutter in solch unheiliges Verhängnis gekommen. Nur eines wurde unternommen: man reiste einige Zeit ins Ausland, bis über die Sache, die sich natürlich mit Windeseile verbreitete, etwas Gras gewachsen war. Der Graf hatte sowieso die Absicht, seinen Wohnsitz zu verlegen, und nachdem er sich von seinen verschiedenen Ehrenämtern dispensieren ließ, kaufte er ein reizendes kleines Besitztum in Süddeutschland. Dorthin überjiedelte die gräfliche Familie. Lisa hatte nun wieder ein schönes Vaterhaus, und die Liebe der Mutter verschönte ihr junges Leben, so daß sie nach und nach wieder fröhlicher und zukunftlicher in die Zukunft blickte. Etwas hatte sie rascher wie-

der über all die schweren Tage hinweggebracht, und zwar die Erkenntnis, daß nun das große Unrecht, wenn auch spät, wieder gutgemacht und der Großvater ruhig auf dem kleinen Dorfkirchhofe schlummern konnte, da das unrechtmäßige Erbe wieder in die richtigen Hände gelangt. Der Großvater hatte den Frieden gefunden, und Lisa ist ruhiger und stiller geworden. Die Enttarnung von dem geliebten Mann lernt sie, wenn auch langsam, überstehen.

Graf Fernand unternimmt mit seinem Sohne Richard seinen gewöhnlichen Morgenritt. Die Gäste, meist Städte, sind Langschläfer und noch nicht sichtbar. — Auf der Terrasse sitzt Gräfin Melanie und winkt Gatten und Sohn grüßend zu.

Beide Herren reiten in den frühlingsduftenden Wald. Der alte Graf ist heute sehr aufgeräumt, und mit väterlichem Stolz hafet sein Blick auf seinem Sohne. — Ein echter Graf, kein Wunder, daß er früher schon scherzweise so genannt wurde. Richard jedoch gedenkt jener Tage, da er sich oft im stillen Gedanken über seine Herkunft gemacht und wohl damals schon eine leise Ahnung von den verschlungenen Schicksalsfäden hatte, daß durch fremde Hand das verwandtschaftliche Band seiner Vorfahren zerrissen wurde. „Richard,“ jagte der Graf, als sie eine Zeitlang schweigend nebeneinander geritten, „Richard, ich finde, du bist so bescheiden, hast selten einen Wunsch. Du gehst noch sehr in den Fußstapfen des Herrn Doktor Werenbold. Sage mir, mit was ich



Frühling.

Reib hin, du letzte Scholle Eis,
 Brich auf, du junges, braunes Reis,
 Ich hab' genug an all dem Weiß,
 Säh's gerne grünen und blühen.
 Der Lenz steht draußen vor dem Tor,
 Das Weilchen spitzt sein blaues Ohr,
 Wie sehr es auch die Nacht noch froh,
 Es fühlt ein Schwellen und Blühen.

Ich atme Würz und Wonnen ein,
 Umfaßt von gold'nem Sonnenschein,
 Schon grüßte mich ein Vögelein,
 Das schüttelte sein Gefieder.
 Mir selber wird so federleicht,
 Als ob ins Herz die Liebe schleicht,
 Der Frühling kommt und lacht und reichet
 Mir Blumen und neue Lieder.

Julius Wolff.

dich erfreuen kann? Wenn es in meiner Macht steht, so soll es dir werden."

"Vater!" rief Richard außer sich vor Freude über diese Worte. "Vater, wenn du meinen Wunsch erfüllen würdest, ich wäre der glücklichste Mann auf Erden."

"Wie tragisch das klingt! Wahrlich, daß du nun auf dem Erbe deiner Väter haust, ist dir wohl gar nicht genug."

"Gewiß, Vater, ich bin glücklich, daß ein solches Unrecht an den Tag kam, obwohl ich mich auch als Richard Werensbold niemals zu beklagen gehabt habe."

"Allerdings, da hast du recht. Um wie vieles glücklicher und zufriedener haben wir drüben in unserem kleinen Anwesen gelebt als — als —"

"Ich verstehe, Vater; doch laß die Vergangenheit und die Toten ruhen."

"Ja, laß sie ruhen!" entgegnete der Graf ernst. "Friedrich Werensbold war kein schlechter Mann, wenn ich nur bedenke, wie treu und gewissenhaft er den Besitz meiner Väter geleitet und gemehrt. Die Versuchung war zu groß für ihn gewesen, und wir wollen nicht richten — können wir wissen, ob nicht auch wir in einem solchen Falle der Versuchung unterlegen wären?"

"Dies ist richtig, doch du sowohl wie ich, wir würden es nicht vermocht haben. Die Charaktere sind verschieden. Um jedoch auf meinen Wunsch zurückzukommen: sag, Vater, willst du ihn mir gewähren?" Fast flehentlich suchte Richards dunkles Auge das des Vaters, und dieser lächelte freundlich über den ungestümen Sohn.

"So sprich doch endlich. Ich bin schon höllisch neugierig, was du mir zu sagen hast."

"Gib mir Lisa Werensbold zur Frau. Du weißt, daß wir uns lieben, schon lange, ehe das Verhängnis herantam. Sie ist unschuldig an der Handlungsweise des Großvaters und seiner Mutter. Haben wir nicht vielmehr ihr alles zu danken? Sie hat die Wahrheit bekannt. Die Wahrheit, die ihre ganze Familie gestürzt hat."

Einen Moment ist es still zwischen den beiden. Der alte Graf ist tief erbläßt, während Richard das Haupt senkt, da er eine Enttäuschung nicht verbergen kann. Des Vaters Schweigen sagt ihm, daß sein Wunsch keinen freundlichen Widerhall im Herzen des Grafen gefunden.

"Ich habe mein Wort gegeben", sagte endlich der Graf. "Hier meine Hand. Ich habe nichts dagegen einzuwenden und will deinem Glücke nicht im Wege stehen. Doch wird es ein solches werden nach all dem Vorgefallenen? Wird man sie in der Gesellschaft dulden? Und wirst du wie sie nicht große Kämpfe und Demütigungen erleiden müssen?"

"Sei außer Sorge, Vater. An meiner Seite hat Lisa nichts zu fürchten, und glaube mir, sie wird überall mit der gebührenden Achtung empfangen werden. Mögen auch einige die Köpfe zusammenstecken, um das Gerüde der Welt kimmern wir uns nicht. Ich liebe Lisa zu sehr, und es wäre töricht, wenn ich mir der Leute wegen mein Glück zerstören ließe. Habe Dank für dein Entgegenkommen, lieber Vater, du sollst es nie bereuen."

"Dem Glück ist mein Glück", jagte der Graf einfach, nahm das Haupt seines Jungen in seine Hände und küßte ihn herzlich. So und nun geh' und hole mir dein Lieb. Sie wird sich sicher stets nach dir gesehnt haben, denn Lisa hat dich mehr geliebt als ihr Leben, das sie für uns in die Schanze gab. Jetzt nicht sentimental werden, Junge. Jetzt heißt es handeln. Wann reisest du? Zum Mittag, doch merkwürdige Frage, du hast keine Ahnung, wo sich das junge Mädchen augenblicklich befindet."

Ein glückliches Lächeln tritt auf Richards Antlitz.

"Wie wenig müßte ich Lisa lieben, um dies nicht zu wissen. Ich habe stets nach dem Aufenthalte des Grafen Marco geforscht, denn Lisa befindet sich wieder bei der Mutter. Augenblicklich leben sie in der Nähe von Friedrichshafen."

"Um so besser", sagte der Graf lächelnd. "Dann also frisch ans Werk. Wir wollen umkehren, denn ich sehe, du hast heute nicht die gewohnte Freude an unserem Nitt."

"Lieber Vater, wie danke ich dir", sagte Richard, und beide Herren sprengten wieder ins Schloß zurück.

Am Nachmittage fährt der gräfliche Wagen den jungen Grafen zur Bahn. Nachdenklich blickt Asta von Riska dem sich rasch entfernenden Gefährt nach. Was mag die plötzliche Abreise des Grafen zu bedeuten haben, nachdem er erst gestern davon sprach, daß er erst im Herbst das Schloß wieder verlassen werde. Schade, dachte Asta. Sie würde ihm so gerne ihren Bräutigam vorgeführt haben — Asta ist seit dem Morgen mit Leutnant Grieser im stillen verlobt — morgen will es die Mutter den Schloßbewohnern und anderen Gästen mitteilen.

"Lisakind, willst du mir nicht helfen, die Vasen mit Blumen zu füllen. Vater kehrt heute von der Reise zurück. Es soll alles festlich und schön sein, wie er es liebt."

"Gewiß, gerne, Mama", entgegnete Lisa, indem sie von ihrem Schreibtische aufblid und nach der eintretenden Mutter schaut.

"Was zerstückst du hier für Briefe, Lisa?" frug die Gräfin, auf ein Bündel Briefe zeigend, die Lisa eben im Begriffe war, zu zerreißen."

"O Mama, frage nicht", sagte Lisa ernst. "Das Letzte, das mich noch an die Vergangenheit erinnert, will ich beseitigen. Es sind Briefe von Richard Fermond."

"Ah" — langsam sagt es die Gräfin, während ein jähes Rot in ihr feines Antlitz trat. Gräfin Adelaide ist blühender und schöner geworden, selbst des Großvaters Tod und jene schweren Tage, die sie damals niederzuwerfen drohten, konnten ihrem Leben an der Seite des Gatten nicht das Glück rauben, das sie so spät gefunden.

"Du bist noch sehr jung, Lisa, das Leben liegt vor dir. Du wirst ein neues Glück finden, das dich für das unverschuldete Leid entschädigen kann. Sieh mich an, Lisa, auch ich habe jetzt erst den Gatten gefunden, den ich mir als junges Mädchen ersehnt. Dein Vater, so gut er war — hat mich nie verstanden, wir sind fremd nebeneinander gegangen . . ."

"Wirklich, Mama?" sagte Lisa und blickte die Mutter erschrocken an. "Ich dachte gerade, daß du den Vater sehr geliebt hast."

"Ja, einstens, als er um mich warb, da galt mir mein Gatte alles, doch später habe ich meinen Irrtum eingesehen und meine Liebe ist erlaltet."

Gräfin Adelaide konnte nicht weiterreden, denn es klopfte und auf ihr herein trat der Diener Franz über die Schwelle, seiner Herrin meldend, daß Besuch amwesend sei.

"Ein fremder Herr, jagen Sie?" forschte die Gräfin. "Und seinen Namen will er erst mir anvertrauen? Wie eigen, wer es nur sein mag?" Nachdenklich blickte die Gräfin zu Boden. Ein jäher Schreck hatte sie erfaßt. Sollte es irgendeine Bewandnis betrefns ihres verstorbenen Vaters sein? Wie dem auch sei, sie war gezwungen, den Fremden zu empfangen, der nach Aussage des Dieners in einer sehr dringenden Angelegenheit auf ihrem Besitztum erschien.

Führen Sie den Herrn in den Salon, ich bin sogleich zur Stelle. Lisa, du könntest inzwischen die Blumen besorgen: ich denke nicht, daß mich der Fremde lange aufhält, dann suche ich dich im Garten auf", mit diesen Worten wandte sich die Gräfin an ihre Tochter und verließ das Gemach. Lisa entsprach sofort dem Wunsche der Mutter, setzte einen leichten Strohhut auf und verließ das Haus, sich in den großen, schöngepflegten Garten begebend. Die Rosen sind noch nicht erblüht, doch der duftende Flieder und andere Frühlingsblumen schmücken den Garten. Lisa windet einen schönen Strauß, während ihre Gedanken trotz allem ernstlichen Vornehmen, das Alte begabten zu lassen, in die Vergangenheit zurückkehren. Schloß Fermond im Frühlingschmuck, welch herrlicher Platz. Wie hatte sie den einsamen Park mit seinen verschwiegenen Pfaden, seinen lauschigen Plätzchen, geliebt. In der ersten Zeit nach ihrer Krankheit nach dem tragischen Schlusse auf Schloß Fermond, hatte sie eine heisse Sehnsucht nach der einstigen Heimat gehabt. Lange, lange hat es gedauert, bis sie das Schwere überwunden, und heute noch blutet ihr Herz, wenn sie des toten Großvaters gedachte, mit dessen Tod auch ihr Lebensglück erlosch.

"Vorbei, vorbei", dachte Lisa. "Geschehenes kann nicht ungeschehen gemacht werden. Geführt ist die große Schuld, die Glück, ihre Liebe hat sie dadurch verloren."

Wohl hatte Lisa nach jener schrecklichen Katastrophe einen kleinen Hoffnungsschimmer gehegt. Die letzten Worte Richardes: "Was es auch sein mag, Lisa, meine Liebe gehört dir, und ich werde nie aufhören, dich zu lieben", sie waren ihr in den leidvollen Tagen ein köstliches Gut. Nun war auch diese Hoffnung erloschen. Richard liebte sie nicht mehr. Ja er gedachte ihrer wohl in heiligem Zorn — ihr, der Enkelin des Mannes, der seine ganze Familie fast ein Lebensalter hindurch betrogen und bestohlen hatte. War es nicht recht und billig, auch sie mußte Strafe leiden für das, was der Großvater verschuldet. Und die Mama, sie war auch nicht glücklich gewesen. Heißt es nicht in der Bibel, daß die Sünden der Väter heimgesucht werden bis ins dritte und vierte Glied. Bei ihnen hat es sich bewahrheitet, denn Lisa weiß, daß sie nie wieder so froh und glücklich werden kann, wie ehemals, da sie noch ahnungslos von des Großvaters, beziehungsweise von dessen Mutter Unrecht war.

"Lisa, Lisa", tönte plötzlich eine weiche, zärtliche Stimme neben ihr.

Lisa erschrickt, und Todesblässe bedeckt ihr Antlitz. Diese Stimme — wie hat sie einst voll Seligkeit dieser Stimme gelauscht, die die zärtlichsten Koseworte ausgesprochen.

"Richard", ruft sie, und alles vergeßend, hält Richard das geliebte Mädchen umschlungen, sie immer und immer wieder küßend.

Vergessen ist der Großvater, dessen Schuld sie entzweit. Ihre Liebe ist so groß, daß sie auch jedes Hindernis, jede Schuld überbrücken kann. Unter Tränen lächelnd blickt Lisa zu dem Geliebten auf.

„Und du kannst vergeben und vergessen, vergessen —“

„Still, still, mein Herz.“ Richard verschließt ihr den Mund mit einem langen Kuß.

„Ich liebe dich, Lisa, und du, du bist doch keine Schuldige.“

Dankbar schaut Lisa zu ihm auf, ergreift seine Hand und drückt einen Kuß darauf.

„Nicht, das darfst du nicht“, wehrt Richard. „Lisa, mein Lieb, mein Leben, ich konnte ja nicht ohne dich sein. Der Vater schickt mich, um dich zu holen. Du wirst wieder einziehen in Schloß Fermond. Einziehen als mein geliebtes Weib, als meine kleine Lisa, die so mutig für die Wahrheit gekämpft und ihr eigenes Ich, ihr ganzes Glück dafür opferte. Ich nehme das Opfer nicht an, Lisa, du mußt wieder in deine einstige Heimat zurückkehren.“

„Richard, Richard, wie gut, wie edel du bist“, sagte Lisa, und ihre Tränen flossen reichlicher. Das Weh, das die zwei Jahre ihr Herz fast empfindungslos für die Außenwelt gemacht, schmolz mit diesen Tränen, und ein Glücksgefühl erfüllte ihre Seele.

„Und du hast mit der Mama gesprochen. Du bist also jener Mann, der so dringend die Mutter zu sprechen wünschte. Richard, wie ist es nur möglich. Wie kann dein Vater hierzu sein Einverständnis geben? Statt daß ihr uns hasset und verachtet, überhäufst du mich mit deiner Liebe.“

„Das Unrecht ist nicht mehr vorhanden“, sagte Richard. „Dein Großvater ist tot, die Schuld ist gesühnt, und mein Vater ist ein großer, guter Mann. Er kann vergeben und vergessen. Darum sei auch du groß, meine Lisa, und gib mir mein Glück wieder, das du mir seit deiner Flucht aus dem Schlosse genommen hast.“

„Mein Leben gehört dir“, sagte Lisa ergriffen. „Ja, ich folge dir, und mein Bestreben wird sein, das an euch verübte Unrecht wieder, soweit ich dies vermag, gutzumachen.“

„Liebste, ich danke dir“, entgegnete Richard und küßte Lisa.

„Komm nun zu deiner Mutter. Wir wollen beraten, wie wir die Sache arrangieren, denn lange wartet dein Richard nicht mehr. Wir brauchen keine lange Verlobung, schon in wenigen Tagen kann unsere Hochzeit sein.“

„Du hast es eilig“, sagte das junge Mädchen lächelnd und schaute glücklich zu dem Manne an ihrer Seite auf. Dann faßte sie seine Hand, und wie zwei glückselige Kinder stürmten sie in das Haus und zur Gräfin, die tiefbewegt ihren Bund segnete.

Die Beratung der beiden Liebenden mußte sehr erfreulich ausgefallen sein, denn kaum vierzehn Tage später feierten die Schloßbewohner wieder ein großes Fest, und zwar die Hochzeit des jungen Schloßherrn mit Lisa Landen.

Wohl hat diese Feier unter der kleinen Bevölkerung des Ortes wie auch im weiten Umkreise große Verwunderung hervorgerufen. Mancher schüttelte mißbilligend den Kopf, daß die Verwandte des jenseitigen Grafen, der sich in fremdes Gut eingeschlichen, nun wieder die Herrin und Erbin des schönen Besitztumes wurde. Viele aber auch freuten sich über Lisas Glück, die noch in gutem Andenken bei den Dorfwohnern stand.

Lisa und Richard Fermond sind nun ein glückliches Paar, an deren Liebe kein Haß und Neid heran kann. Richards Eltern sind mit des Sohnes Wahl einverstanden und haben der Schwiegertochter liebend die Arme geöffnet.

Noch einmal hat Lisas Herz in Weh und Schmerz gezußt. Das war am Tage ihres Einzuges auf Schloß Fermond. All die traurigen Stunden traten in ihr Gedächtnis und drohten, ihr Glück zu ersticken. Sie glaubte süssen zu müssen von dem Ort, an dem sie so namenlos elend gewesen; an dem Ort, der ihr die Schuld des Großvaters jede Minute ins Gedächtnis rief. Richards Liebe indes half ihr zartfühlend auch über dies hinweg, und heute hat sie strahlend und schön in der kleinen Dorfkirche gestanden und sich dem Manne ihrer Wahl anverlobt fürs Leben. Schloß Fermond, das sich ihr unter solch eigenartigen Umständen geschlossen, öffnete seine Pforten wieder; der stille Park durfte nun ihr Glück schauen und ihr ferneres Leben wird sich abspielen in den Mauern, in die sie erst unrechtmäßig hineinkam.

Der Abend senkt sich nieder, kühlher weht es in den Tälern und Ähren. Ein einsamer Wanderer geht die breite Chaussee ins Dorf hinunter. Von ferne ragen die Türme des Schlosses in den abendlichen Himmel. Dort ist die laute Fröhlichkeit des Festes einer friedlichen Stille gewichen. Das neuvermählte Paar hat auf kurze Wochen das Vaterhaus verlassen, um sein junges Glück draußen an einem reizenden Fleckchen Erde zu verleben.

„Und wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wär' ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle“, dachte Doktor Bredenberg, der, vom Schlosse kommend, woselbst er sich an der Hochzeitsfeierlichkeit beteiligt hatte, nun wieder heimwärts schritt.

Hier konnte dieser wahre Bibelspruch so recht in Anwendung gebracht werden. Die Liebe und Treue hatte gesiegt, gesiegt über großes Unrecht. Entfühnt und geläutert ist auch der Mann hinübergegangen in die Ewigkeit, welcher ein Menschenalter eine Schuld getragen, unter deren Schwere er dennoch manchmal fast zusammengebrochen war.

Dies war ein Fall, der wohl vereinzelt im Leben stand. Wie herrlich und gut hatte sich indes alles gestaltet. Auf den Trümmern von Schuld und Reue wird ein neues, besseres Leben erblühen. Das junge Paar, das er heute so frohgemut gesehen, kann ruhig seine Straße ziehen, die Schuld ist vergeben, die Wahrheit, für welche die junge Lisa so mutig gekämpft, hat gesiegt.

Berühmt.

Von Käthe Dam m.

(Nachdruck verb.)

Mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen saß Dora Loddien im Parkett des Schauspielhauses. Sie hatte beim Eintritt in das elegante Haus gar nicht darauf geachtet, daß ihre mehr als bescheidene Toilette auffiel, die billige, schottische Taftbluse zu dem schlichten grauen Kostümtrod, die gewaschenen weißen Handschuhe.

Nach langer Zeit grauer Alltäglichkeit, kleinlicher Wirtschaftsjorgen im Vorstadt-Miets Hause ein Genuß für den Geist, der so lange schon darben mußte, ein lang entbehrter Genuß, fast vergessen und untergegangen in den Jahren der Sorge!

Früher, als junges Mädchen — wenn sie da mit Vater und Mutter nach Berlin gekommen war — ja dann — dann hatte ihr das alles offen gestanden.

Dora kam sich wie verzaubert vor. Sie konnte sich gar nicht mehr recht besinnen, wie das gekommen, daß sie, auflast wie sonst des Abends der Kinder Sachen zu flicken, im Schauspielhause saß. Die Hauswirtin, die sich das Billett gekauft hatte, war plötzlich zu einer kranken verheirateten Tochter gerufen worden, und da hatte sie es in einer Großmutsanwandlung Dora Loddien, die immer so pünktlich die Miete brachte, und deren Kinder so wohl erzogen waren, geschenkt.

Auf das sie umgebende Publikum achtete Dora nicht, und sie bemerkte auch nicht, wie der junge Herr neben ihr sie oft verstohlen ansah. Endlich, in der zweiten Pause, stand er auf und sprach sie an: „Verzeihen Sie, gnädige Frau.“ — Dora Loddien erschrak, diese Anrede war sie gar nicht gewöhnt, — „daß ich mich Ihnen in Erinnerung bringe. Wir sind uns nicht unbekannt — Sie sind doch Frau Dora — ja, auf den Namen kann ich gerade jetzt nicht kommen — aber früher Fräulein Dora Wengström?“

„Ja —“ ein Strahl des Erkennens ging über ihre Züge — „ja — Dora Loddien, geborene Wengström — und Sie —?“

„Ich bin Walter Becker — und war Schüler in Ihrer Heimatstadt und habe viel frohe Stunden in Ihrer Eltern Hause verlebt.“

„Ach ja — Walter Becker —“ Dora Loddien sprach es wie im Traum — ach — das lag alles so weit hinter ihr, diese glücklichen, sorglosen Jahre im Vaterhause — „Walter Becker, der — — — Freitischler“, hatte sie, alter Gewohnheit folgend, sagen wollen.

Walter Becker, eines armen, kinderreichen Landhullehrers Sohn, der das humanistische Gymnasium ihrer Vaterstadt besuchte, hatte bei ihren Eltern und den andern wohlhabenden Familien der Stadt reichum Mittag- und Abendfreitisch gehabt.

„Ich freue mich, daß es Ihnen gut geht“, sagte sie, um ihre Belegenheit nicht zu verraten, „ich erinnere mich, Sie wollten Oberlehrer werden, sind Sie schon fertig mit dem Studium?“

Er machte eine abwehrende Handbewegung: „Nein, Frau Loddien — ich bin noch nicht so weit — ich — ich fühlte mich schließlich doch nicht zu einem Brotstudium fähig — ich habe sozusagen alles studiert, bin dann aber bei der Literatur hängen geblieben, habe schließlich vor ein paar Wochen meinen Doktor gemacht, dann — ach, Sie wissen nichts von meinem Erstlingsroman? — Nun, meine literarische Tätigkeit macht mir eben das Brotstudium unmöglich. So bin ich unter die Literaten gegangen — hent z. B. bin ich von der X-Zeitung“ — er nannte eine Tageszeitung — „mit der Vertretung ihres Kritikers beauftragt.“

„Ach — das ist so interessant“, sagte Dora. „Nein, was aus solchem „armen Freitischler“, der eigentlich nirgends für „voll“ galt, nicht alles werden kann!“

„Dann dichten Sie wohl auch?“ fragte sie interessiert, denn für Dichter und Dichtkunst hatte sie große Vorliebe, und mit einem „Dichter“ bekannt zu sein, erschien ihr als etwas sehr Reizendes.

„Ja, meine Gedichte sind schon in allen Zeitchriften erschienen, — eine Sammlung kommt demnächst heraus, und gerade jetzt bin ich bei einem zweiten, großangelegten Roman für die P-Zeitung.“

„Ich möchte das alles auch lesen, aber ich habe so wenig Zeit, meine Kinder und meine Wirtschaft nehmen alle meine Kräfte in Anspruch.“



Denkmal zur Erinnerung an die im dänischen Kriege
gefallenen Sterreicher. (Mit Text.)

ner großen Fabrik, und die Kinder kosten viel Geld. Aber nicht wahr — ich freue mich so, einen Landsmann hier zu finden, wo wir so gar keine Freunde haben — Sie kommen zu uns, Sie besuchen uns, Sie bringen Ihre Gedichte mit und lesen uns vor? Kommen Sie Sonntag mittag, ich mache Ihnen einen guten Gänsebraten — ich weiß, Sie mochten ihn als Schüler so gern.“

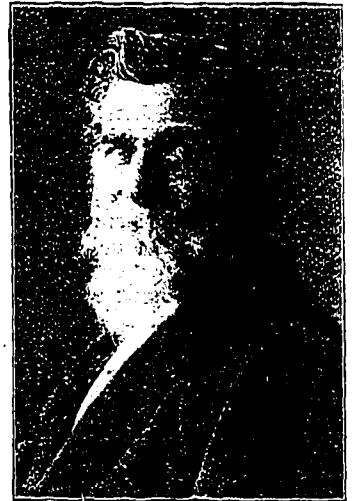
Er sagte zu. Das durch den tiefen Sorgenzug traurig veränderte Antlitz des früher so blühenden Mädchens war ihm sympathisch, und er sah, als sie wieder nebeneinander Platz nahmen, daß sich an der Schläfe Silberfäden durch ihr reiches, dunkles Haar zogen.

„Sie wohnen wohl hier?“ fragte er, und mit einem Male sah er, daß sie so ärmlich gekleidet war. —

„Ja,“ sagte sie schlicht und mit schönem Mute, „mein Mann hat dort in der Heimat viel Unglück gehabt, — wir haben fast alles verloren, und mein Mann wollte keine Stellung annehmen dort, wo er ein gut angesehener, selbständiger Kaufmann war. Er hat aber nur einen ganz bescheidenen Posten in einer

Dichter“ war. Wie traulich hatte Dora das kleine, einfache Dreizimmerheim draußen im Gartenhause, an der Willnersdorfer Grenze geschaffen!

Wie behaglich war doch das Wohnzimmer mit den Familienbildern, den sorglich gepflegten alten Möbeln aus dem Elternhause, mit dem zierlich gedeckten Tisch, auf dem niemals der Blumen- oder Laubstrauß fehlte, den Elli und Alma, die Zwillingsschwestern, herbeigeholt und geordnet hatten! Walter Becker kam gern, er fühlte die stille Traulichkeit dieser kleinen, bescheidenen Welt, sah die schlichte und doch so hochgemute Frau, die ihr trauriges Los, ausgeschlossen von all dem zu sein, was andere Frauen ihrer Kreise ken-



Peter Wenzinger,
beliebter Volksschriftsteller und Dichter.
(Mit Text.)



Salinen-Oberinspektor Bergerat
Wunderwald f. (Mit Text.)

nen und genießen, so tapfer und heiter trug. Ihr Entzücken über manchen kleinen Genuß, den er ihr verschaffen konnte, mal ein Konzert, zu dem ihm dieser oder jener Bekannte Freibilligts schenkte, rührte ihn. Er stellte das Bild dieser vergränten Frau immer neben das Erinnerungsbild der reichen, lebensvollen Dora Wenzinger.

Ihre reise und reiche Mütterlichkeit umgab neben ihren Kindern auch ihn, den großen Mann, der auf dem Wege zur „Berühmtheit“ war, mit stiller und dabei doch geschäftiger Sorge. Wenn es ihm daheim einsam wurde um's Herz, wenn der Flug der Gedanken erlahmte, wenn es öd und kalt schien in seiner „möblierten“ Stube der Lüchowstraße, dann fuhr er hinaus zu Loddien's, eines heitern Willkommens im Familienkreise sicher.



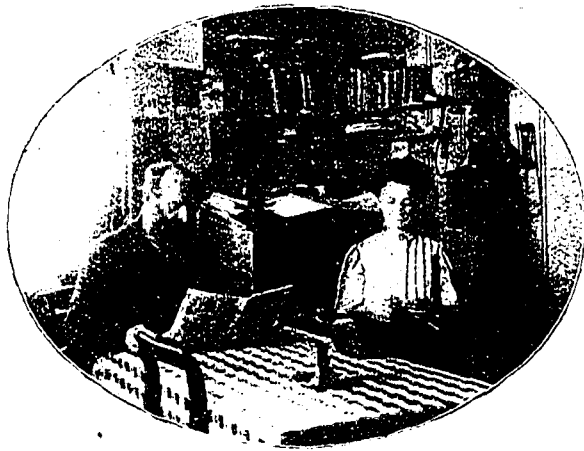
Alte Niesen-Arven in der Schweiz. August Rupp, Saarbrücken phot. (Mit Text.)

Und er kam, kam nicht nur diesen Sonntag, sondern öfter. Friedrich Loddien empfing ihn heiter und freundlich, die hübschen Kinder, von denen zwei sich schon dem Badtschalter näherten, halb zutraulich und halb neugierig, weil er doch ein „wirklicher

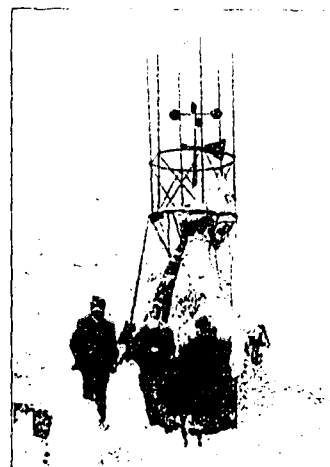
Und — er trug schließlich auch seine Zweifel oder Bedenken hierher, die ihm bei seinen Arbeiten kamen. Wenn er mit dem Stoffe rang und ihn nicht gestalten konnte, dann holte er sich die heitere Ruhe zur weiteren Arbeit aus Dora Loddien's kleinem



Das Sântidobserbatorium.
Phot. M. Frei, St. Gallen.



Herr und Frau Bommer, Bewohner des Sântidobserbatoriums.
Phot. M. Frei, St. Gallen. (Mit Text.)



Die Sântidopfelpyramide.
Phot. M. Frei, St. Gallen.

Reiche. Sie ermunterte ihn mit denselben guten Worten, mit denen sie Friedrich in seiner untergeordneten Arbeit freudig er-



Eingeborener aus dem Wismar-Archipel.
(Mit Text.)

Menschen nicht zum Bekanntwerden, ich habe meine Kunst dazu.
Sie lächelte fein: „Aber Menschen gebraucht man doch dazu



Frau Oberin Schrid,
Leiterin eines deutschen Gefängnisses. (Mit Text.)

hießt, mit denen sie ihrem Jüngsten, dem Sextaner, über die Klippen des lateinischen Anfangs half. — Ohne es zu wissen oder sich Rechenschaft zu geben, erstarkte Walter in seiner Kunst.

Ihr praktischer Blick, ungeblendet durch Außerlichkeiten, sah, was ihm fehlte: er war noch unbekannt in jenem Kreise, die ihm etwas nützen konnten.

Als sie ihm dies sagte, widersprach er im Hochgefühl seines Talents: „Ich brauche die

— Menschen, die den Namen weitertragen.“

Im stillen gab er ihr recht. Die andern „berühmten Dichter“, die verkehrten, wie man las, da und dort — in allen großen, bekannten Häusern. Aber ihn hatte noch niemand da eingeführt.

Eines Abends, als er kam, empfingen ihn Friedrich und Dora besonders freudig. Friedrichs Fabrik feierte in sechs Wochen ihr hundertjähriges Bestehen, zusammen mit dem silbernen Jubiläum des jetzigen Besitzers. Es war ein

großes Fest beschlossen, und der junge Sohn des Kommerzienrats hatte zufällig Friedrich Loddien gefragt, ob er nicht jemand kenne, der ein poetisches Festspiel zu dieser Feier dichten würde.

„Walter Beder!“ das war Friedrichs erster Gedanke.

Und Dora und Friedrich trugen ihm die Sache vor. Ein Schatten ging über Walters Züge. Er, der gottbegnadete Dichter, sollte ein Festspiel nach Angaben dichten für eine Maschinenfabrik? Nein — auf Befehl dichten, das konnte er nicht, das war Handwerk — jedenfalls unter seiner Würde. Zwar — Friedrich nannte den Preis — tausend Mark Honorar — das ließ sich hören — sein Buchhändler hatte ihm schon weiteren Vorschub verweigert, in seiner Klasse sah es traurig aus: „Ich bin doch kein Gelegenheitsdichter, Frau Loddien — ich möchte beim Dichten immer die Himmelsleiter hinaufsteigen, ich kann mein Talent nicht zur Brotkunst zwingen. Solch handwerksmäßiges Dichten ist klein — gering — erbärmlich!“

Da sahen ihn Doras stille, mütterliche Augen an: „Was wir



An der See. Nach dem Gemälde von H. Mosler. (Mit Text.)

gern tun, woran wir unser ganzes, bestes Können setzen, ist nie erbärmlich. Ja, sollten Sie etwas Geringes, Gemeines, Hässliches besingen, erdichten, mit dem Schimmer der Poesie umkleiden, dann wäre Ihre Weigerung berechtigt. Aber der Menschen Kraft und Fleiß, des Geschickes Güte und Segen zu besingen, das ist der höchsten Kunst wert und des besten Dichters."

Da sprang er auf und drückte Doras Hand: "Ich dichte das Festspiel — sagen Sie mir, Herr Loddien, wann ich alles Weitere mit dem jungen Herrn besprechen kann."

Das Festspiel war glänzend ausgefallen, — der Kommerzienrat und seine Gattin konnten dem jungen Dichter, der sich auch um Einstudierung und Aufführung verdient gemacht hatte, nicht genug des Lobes sagen. Sein Name schwirrte durch den weiten Saal, und ehe das Fest zu Ende war, hatte Walter Becker ein Tübing glänzender Bekanntschaften gemacht und ebenso viele Auforderungen zu den Empfängen großer, vornehmer Häuser in der Tasche.

Die vielen „neuen“ Beziehungen brachten es mit sich, daß er kaum noch Zeit für einen Abend bei Loddien fand. Da und dort wurde er gefeiert, da und dort mußte er seine Gedichte vorlesen, es verging kein Empfang, kein Teeabend, an dem er nicht mindestens fünf oder sechs neue Bekanntschaften machte. Die Saison stand auf der Höhe, — da war er bekannt. Seine Gedichtbände lagen auf den Büchertischen der Damen, seine beiden Romane gingen von Hand zu Hand.

Im Trübel der Zeit kam ihm dann wohl, wenn er im Begriff war, sich anzuziehen, um zu einem Feste zu gehen, die Erinnerung an die stille, schlichte Frau, die so oft mit ihrer freundlich heiteren Ruhe ihn aufgerichtet und ermutigt hatte in Zweifeln, bei der es warm und traulich war, daß es einem aus Herz ging. Er fühlte, wenn er von Loddien kam, hatte er mit warmem Herzen gedichtet.

Fest ging er in glänzende Häuser, in denen nichts von der Armfeligkeit von Dora Loddien kleiner Welt war, und die Damen, die er kennen lernte, und die dem Dichter in ihm huldigten, waren elegante, strahlende Frauen und Mädchen. Aber — er gestand es nur ganz verstohlen sich selber ein: warm und traulich war es da nicht. Dennoch — dieses Leben brachte ihm Anregung, er zweifelte nicht mehr an seinem Können, er rang nicht mehr mit dem Stoffe zur Gestaltung — er konnte schaffen — unaufhörlich, unverfälscht war der Vorn seiner Lieder.

Hin und wieder las Dora Loddien in den Zeitschriften, die Friedrich im Leihabonnement hielt, ein Gedicht, eine Skizze von ihm. Wie kunstvoll das jetzt alles war! Viel kunstvoller als früher, — aber sie entbehrte das, was durch seine früheren Verse geklungen hatte, das warme Herz, das Empfinden. In der ersten Zeit hatte sie öfter gedacht: heut abend wird Becker kommen, und sich wohl auch darauf gefreut. Er trug immer etwas Neues, ein wenig vor der Welt draußen in ihr eng umgrenztes, dürftiges Heim, einen Schein des Lebens, das sie einst auch für sich bestimmt geglaubt hatte.

Friedrich schalt wohl manchmal unmutig, daß er, seit er berühmt war, die „Landsleute“ so ganz vergaß, aber Dora blieb gleichmütig und freundlich, als auch diese Freude wieder aus ihrem Leben schied.

Fast ein Jahr nach seinem letzten Besuche, kurz nach jenem Feste der Fabrik, kam ein Gruß von ihm auf einer Ansichtskarte aus Konstantinopel. Er machte im Auftrag einer Tageszeitung eine Reise nach dem Orient. Helmut, der nun Quartaner war, und Rose, das Nesthätchen, stritten sich um die Karte für ihr Album, bis Mutters Nachwort sie Helmut zusprach, und Rose mit einem andern Bild entschädigt wurde.

Mitten im Gewühle der Lauenkienstraße stand Walter Becker vor zwei hochgewachsenen, geschmeidigen Mädchengestalten still. Kleine unmoderne Pelzmützen saßen auf dem reichen Blondhaar, und rosige, seine Gesichter schauten darunter hervor.

„Fräulein Elli und Alma!“ sagte er überrascht und impulsiv. „Also hübsch und stattlich waren Dora Loddien's Zwillinge geworden!“

Sie hatten Mappen unter dem Arm und kamen aus den Stunden. Alma bildete sich zur wissenschaftlichen, Elli zur Zeichenlehrerin aus.

„Wie geht's den Eltern?“

Almas schöne, große Augen schienen etwas verschleiert, als sie antwortete: „Vater ist gesund, aber Mutter ist seit einiger Zeit krank, — sehr krank sogar.“

„Darf ich kommen und fragen, wie es ihr geht? Ich war so lange fern von hier,“ sagte er und schlug die Augen vor dem unbeschreiblich traurigen Blick Almas nieder.

„Ich denke, Mutter wird sich freuen, kommen Sie nur“, sagte Elli, die allezeit heitere.

„Also ja — ich komme — und grüßen Sie daheim.“

„Herr Becker ist wieder hier und wird kommen“, verkündete Elli an der kranken Mutter Bett. Alma sagte nichts und preßte die feinen Lippen auseinander, fast vorwurfsvoll sah sie die Schwester an. Dann trafen sich ihre Blicke mit denen der Mutter, und beide wußten und dachten in diesem Augenblicke das gleiche: Walter Becker fand den Weg in diese kleine Welt nicht wieder zurück. — Er fand ihn auch nicht, als nach fünf Monaten die schwarzgeränderte Anzeige von dem nach schwerem Siechtum erfolgten Heimgange Dora Loddien's auf seinen eleganten Schreibtisch geflattert war, er fand den Weg nicht hinaus auf den Vorstadtfriedhof, um der Frau, der er so viel dankte, die letzte Ehre zu geben. Der kostbarste Kranz, der im Trauerhause abgegeben wurde, ganz modern mit Mohrfrüchten und Immortellen, mit Wacholder und Eisenblüten, trug seine Karte. Helmut sagte, der müsse gleich obenauf liegen, mitten unter den schlichten Marktfränzen, die die andern teilnehmenden Seelen gespendet hatten. Aber Alma nahm ihn mit fester Hand vom Kopfende und hängte ihn an einen der seitwärts besetzten Kranzstangen. Während der Gedächtnisrede, während der Einsegnung des Sarges ging ihr Blick einmal verstohlen über die Versammlung. Ob Walter Becker wohl kam? Sie hatte die feine, zarte, warme Seele der Mutter geerbt, und sie ahnte, wieviel ihre schlichte Mutter dem Dichter gegeben hatte.

Und dann vergaß sie ihn — sie hatte ja als Älteste so viel zu tun — sie hatte ihre Stelle als Lehrerin, sie versorgte den Haushalt, sie versuchte es, die Herzenswärme ihrer gütigen, stillen Mutter dem trostlosen Heim zu erhalten. Fast gelang es ihr, so daß der Sohn des Fabrikherrn, als er während einer längeren Krankheit Loddien's den treuen, fleißigen Buchhalter öfter beibrachte, ganz in Banne dieser warmen Häuslichkeit war, die dieses Mädchens Hand und Herz versorgte.

Und als ein märchenhaftes Glück priesen es die Leute, als Alma Loddien zwei Jahre nach der Mutter Tod als Gattin Werner Haffek's in die stolze Charlottenburger Villa einzog.

Das Rad der Zeit eilt schnell und scheinbar schneller in der Neuenstadt als anderswo. Was war nach zehn Jahren übrig von Walters Beckers Dichterruhm? Andere hatten ihn überflügelt, verdrängt aus den Salons, die ihn berühmt gemacht hatten. Er hatte auch auf diesen einst ersehnten Ruhm verzichtet und war froh, eine recht gut besoldete Redakteurstelle an einer Tageszeitung zu erhalten. In einer behaglichen Gartenwohnung an der Grenze Schönebergs und Charlottenburgs wohnte er, und führte ein sorgloses Leben zwischen Redaktion, Caféhaus, Theater, Konzertsaal und Privatgesellschaft. Seine Tage waren voll besetzt, hin und wieder stimmte er wohl seine Leier einmal, wenn es dem Verlag einfiel, ein Gedicht zu diesem oder jenem Tage zu bringen.

Hin und wieder schrieb er eine Skizze, eine Novelle, er schrieb sie, aber sein Herz und Gemüt waren selten dabei. Doch die Gedichte, Skizzen und Novellen gefielen, das Publikum las sie gern. Das war die Hauptsache.

Gelegentlich eines großen Wohltätigkeitsfestes, bei dem ihm die Verichterstattung oblag, sah er den „jungen Haffek“ wieder, und die beiden Herren erkannten einander sofort.

„Weshalb hat man Sie gar nicht mehr gesehen?“ fragte Haffek. „Sie kamen früher öfter zu meinen Eltern. Allerdings, jetzt haben sie keinen großen Kreis mehr, Vater ist viel leidend, sie leben sehr still, — und die Leitung der Fabrik habe ich allein; wenn ich fünf- undzwanzigjähriges Jubiläum habe, dichten Sie wieder solch herrliches Festspiel. Ich habe das von damals, fünfzehn Jahre sind's nun her, nicht vergessen.“

Walter fühlte es warm zum Herzen emporsteigen; dieser fremde, reiche Mann hatte so etwas kindlich Zutrauliches und Liebenswürdigenes.

„Und ich muß Sie meiner Frau vorstellen — sie sitzt drüben im Speiszimmer, kommen Sie nur.“

Erzählend blickte Walter auf die reich und geschmackvoll gekleidete, hochgewachsene Frau, vor der er nun stand. Diese Augen, dieses Gesicht, dieses flimmernde Blondhaar — ja, wo hatte er das schon gesehen? — zuletzt auf der Lauenkienstraße im schlichten Pelzmütchen — das war ja Alma Loddien, Doras älteste Tochter. Sie begrüßte ihn als alten Bekannten, freundlich, aber doch zurückhaltend, mit einer stolzen Anmut und Würde, die er in Dora Loddien's „bescheidenem Töchterchen“ kaum gesucht hätte.

„Ich habe lange nichts von Ihnen gehört“, sagte er, und etwas wie Verlegenheit, eine sonst ihm ganz unbefannte Regung, kam über ihn.

Alma wollte eben jagen: „Es hat Mutter geschmerzt, daß Sie uns ganz vergessen hatten.“ Aber sie bezwang sich und schwieg — vielleicht später, hier im festlichen Gewühle der bunten Menge wollte sie das Bild der leidenden Mutter nicht heraufbeschwören. Wie es dem Vater ging und den Geschwistern wollte er wissen.

Er war verheiratet mit einem Oberlehrer in Wilmersdorf, Helmut war in ihres Mannes Fabrik, ihr Vater würde gut von Rose versorgt, die nebenher eine geübte Plafatzzeichnerin sei. Es gieng ihnen allen gut, — nur daß Mutter das nicht erlebt hat! Da hatte sie doch die Mutter erwähnt, und ein paar große, schwere Tränen rollten aus ihren Augen auf die blaue Seide ihres Gewandes. „Ach hoffe, Sie kommen bald einmal zu uns, gemächlich zum See,“ sagte sie dann — „dann können wir besser von allen Zeiten plaudern.“

Er küßte ihre Hand und sagte zu, und als sie ihm nachblickte, der hochgewachsenen Gestalt mit dem feinen Kopfe, dem stark gebleichten Haare, da dachte sie: „Ob er wohl kommt?“

Walter Beder fuhr in einem Automobil, seiner Gewohnheit entgegen, gleich nach dem Feste heim, nicht ins Café zu dem „Literaten- und Journalistensich“. Er entzündete seine Schreiblampe und fand auf der Platte ein Kuvert mit Korrekturen eines Berichtes, den er über irgendein Vorkommnis verfaßt hatte. Er schob es beiseite, schloß das letzte Fach seines Schreibtisches auf und nahm eine verstaubte, blaue, billige Mappe heraus. Vogen und Zettel lagen darin, er nahm sie heraus und las. Entwürfe, Gedanken, Verse, kleine Gedichte waren da aufgeschrieben, achlos hingeworfen, hier und dort nur flüchtig skizziert, hier und da fertig ausgeführt — — ungeahnte Reichthümer taten sich vor ihm auf. Er öffnete das Fenster, um frische Luft einzulassen, ihm war's zum Ersticken! Das, das hatte er damals gedacht, entworfen, erträumt, erdichtet — das war anders als das, was ihn bekannt und berühmt gemacht hatte, da war Licht, Wärme, Heiterkeit, Wehmuth und Frohsinn, da war ein ewiges Geheimnis und eine ewige Wahrheit — da war warmes Herz und pulsierendes frisches Leben!

Walter Beder seufzte tief und strich mit der Hand über die Stirn. Wenn — ja wenn er das alles noch ausmüngen könnte, die Schätze, die dort in jener schlichten blauen Mappe lagen! Aber das war vorbei — und — auch wenn er die Kraft noch hätte — sein Licht war doch im Verlöschen, sein Ruhm wurde nicht wieder neu.

Er fror — und schloß das Fenster — der Morgen kam, kalt und trüb, wie Wintermorgen sind. Er schloß die Mappe fort, ganz tief in das hinterste Schreibtischfach, und tauchte die Feder ein — um die Korrektur fertig zu machen.

Der Käfer als Befreier.

Es war im Jahre 1793, die Revolution in Frankreich hatte geübt, und die Tyrannei der blutgierigen Machthaber forderte ungezählte Opfer. Wer der Schreckensherrschaft nicht zuwiderstand, der war verdächtigt und die geringste mißliebige Bemerkung überlieferte ihn der Guillotine.

In der Nähe von Bordeaux trieb sich ein junger Mann umher, der offenbar nicht das war, worfür er gelten zu wollen schien. Er trug einen grobgewebten Bauernkittel, rohgearbeitete Schuhe und auf dem Kopfe die landesübliche Zispelmütze. Aber bei genauerer Betrachtung mußten seine geistreichen Gesichtszüge und seine feinen Hände auffallen, die zu der häuerlichen Tracht auch gar nicht stimmten. Die Nähe menschlicher Wohnungen vermied offenbar der junge Mensch, denn er suchte nur einzelne Gehöfte und einsam stehende Forst- und Waldwärterhäuschen auf. Er schien am Sammeln von Schmetterlingen und Käfern Wohlgefallen zu finden, denn in einer Holzschachtel führte er solche mit sich.

Eines Tages trat er in ein Dorf, das er nicht zu umgehen vermochte: eine Horde Weiber wurde auf ihn aufmerksam, man umringte ihn und endlich wurde er nach Bordeaux ins Gefängnis geschleppt. Im Verhör gab er zu, daß seine Bauerntracht nur eine Verkleidung sei, die er gewählt habe, um unerkannt zu bleiben: denn er habe sich in seinem bisherigen Wohnorte Paris nicht über gefühlt. Dies genügte dem Gerichtshofe. Er wurde zum Tode verurteilt und das Urteil sollte schon am andern Morgen an ihm vollzogen werden.

Der Kerkermeister, der ihm das letzte Nachtmahl brachte, erzählte ihm, wie viele seit kurzem schon hingerichtet worden seien, und wie der Präsident des Gerichtshofes, ein fanatischer Republikaner, sich nur eine einzige Erholung von seinem blutigen Amte gönne — Käfer zu sammeln.

Da überslog das Angeicht des Gefangenen ein Hoffnungsstrahl. Er nahm aus seiner Schachtel einen seltenen Käfer, befestigte ihn an einer Insektennadel und bat den Gefängniswärter, dies dem Präsidenten zu überbringen. Nach einer halben Stunde erschien der Letztere in der Zelle und bald befanden sich beide in einem wissenschaftlichen Gespräch, aber nicht wie Richter und Verurtheilter, sondern wie gleichgesinnte Freunde. Mit großem Interesse wurde die Schachtel entleert, jedes Insekt bewundert und besprochen, und als der Präsident die Zelle verließ, geschah dies in Begleitung des Gefangenen, der ihm bis auf sein Bureau folgte, woselbst er

vorzügliche Empfehlungsschreiben und die besten Zeugnisse über seine guten republikanischen Gesinnungen in Empfang nahm. Der Befreite war aber der berühmte Naturforscher Pierre André Batreille, der als Professor der Entomologie am Musée d'histoire naturelle und Mitglied der Akademie zu Paris 1833 starb. T.

Komm Lenz mit deiner Sonne.

Der Himmel ist so trübe, Noch grüßt kein milder Strahl,
Noch tönt kein Lied der Liebe, Der Wald ist öd und kahl.

D komm du goldne Sonne, Erwärme uns einmal,
Du Lenz mit deiner Sonne, D komm in unser Thal!

Mathilde Waller.

Fürs Haus

Theaterhaube aus blauer Seide mit gehäkelten Rosetten.

Zu dieser Theaterhaube kam hellblaue Seide zur Verwendung, und die Garnitur besteht aus gehäkelten Rosetten, in Goldgarn ausgeführt. Die Anfertigung der großen Rosetten, die sich auf jeder Seite befinden, begiunt damit, daß man um einen kleinen Metallring mit Goldgarn 22 Stäbchen häkelt. 2. Tour: 11 Stäbchen hinein mit je 4 Luftmaschen dazwischen. 3. Tour: 1 feste Masche, 1 Stäbchen, 1 f. M. in jeden Vogen. Dann häkelt man 8 Rundchen: um einen Ring 24 Stäbchen, 1 Tour fester M. darüber und dann diese Rundchen an die beschriebene 3. Tour der Rosette mit Goldfäden nähen. 4. Tour: In jedes Rundchen 3 Stäbch. mit je 7 Luftm. dazwischen, zwischen jedem Rundchen nur 4 Luftm. 5. Tour: In jede der 7 Luftm.: 1 f. M., 2 Stäbch., 1 Stäbch.



zweimal umschlagen, 2 Stäbch., 1 f. M. In die 4 Luftmaschen stets 1 f. M., 1 Stäbch., 1 f. M. Am den Kopftrand häkelt man einen Zadenrand von Goldgarn, und zwar 48 cm lang Luftm., in diese eine Stäbchentour mit je 3 Luftm., dann Zätschen in dieselben, bestehend aus 1 f. M., 2 Stäbchen, 1 f. M. In der Mitte des Kopfsteiles befindet sich noch eine größere Rosette, für die man um einen Ring eine feste Tour häkelt, in diese 7 Stäbchen, 2 Luftm., dazwischen Zaden: 1 f. M., 2 Stäbch., 1 f. M. Als weitere Garnitur wurden dem Kopfsteil noch 13 Rundchen angefügt, die ebenso gehäkelt werden, wie die beschriebenen bei den Rosetten. Für die Haube bedarf man 1,75 m weiche Seide. Für die großen Rosetten schneidet man von dieser Seide kreisrunde Flächen von 8 cm Durchmesser und spannt sie auf weiße Steifgaze. Auf die Seide kommen die fertigen Rosetten, in die noch Perlen gefügt werden können, und zwar Farben, die mit der Seide harmonieren. Auch unter das Kopfsteil an den vorderen Rand heftet man einen Gazestreifen von 5 cm Breite und 48 cm Länge und näht auf die Seide die Rosette und die Rundchen, wie es auf dem Modell ersichtlich. Schließlich wird das Kopfsteil mit Satin in der Farbe der Seide gefüttert. Die Haube wird auf jeder Seite in Toffalten gelegt, die Rosetten daran befestigt und die Enden gestäubt.

Unsere Bilder

Zur Erinnerung an die im Dänischen Kriege gefallenen Österreicher. Zum Andenken an die österreichischen Soldaten, die im Kriege gegen die Dänen am 3. Februar 1864 bei Mendsburg fielen, wurde auf dem dortigen Friedhof eine Gedankensäule errichtet. Die Einweihung fand an dem fünfzigsten Jahrestage des Ereignisses statt.

Salinen-Oberinspektor Vergat Wunderwald f. In dem Sulza starb dieser Tage im 79. Lebensjahr ein in der Bergwissenschaft hochangehender Mann, der Salinen-Oberinspektor Vergat Wunderwald. Er wurde in Sachsen als Sohn eines einfachen Bergmanns geboren, und seine Eltern ließen den Jungen ebenfalls wieder Bergmann werden. So begann er seine Laufbahn als Karrenschieber in den Freiburger Bergwerken. Der junge Mann benutzte aber jeden freien Augenblick, um sich weiter zu bilden, und als er noch nicht zwanzig Jahre alt war, konnte er den Befähigungsnachweis für den Besuch der Bergakademie in Freiberg erbringen. Nach vollendetem Studium trat er dann in den sächsischen Staatsdienst, in dem er dank seiner zähen Energie im Laufe einer langjährigen, ehrenvollen Beamtenlaufbahn bis zur höchsten ihm erreichbaren Stellung aufrückte — gewiß ein nicht alltäglicher Erfolg.

Peter Anzinger, beliebter Münchener Volkschriftsteller und Dichter, starb im Alter von 78 Jahren. Er wurde 1836 als Sohn eines Hoboisen der bayerischen Expeditionsarmee in Athen geboren, wurde ebenfalls Trompeter und wendete sich nach harten Lebenskämpfen der Literatur zu, wo ihm die Erfolge nicht versagt blieben.

Ein Aosterbender. Die vorstehend abgebildete Niesenarve von der Engflenanaly in der Schweiz ist eines der schönsten betagten Individuen dieser majestätischen, auch als Zirbe bezeichneten Niesernart der Hochgebirgsländer

Carovas und Nsiens. Wo mit Alpenrosen, Grünerlen und Legföhrengestrüpp der sogenannte Krummholzgürtel beginnt, findet dieser zähe Baum immer noch zugehörige Lebensbedingungen und geht im ganzen bis 2320 Meter hinan. Das Exemplar zur Linken, das seine 400 bis 500 Jahre alt sein mag, steht noch in voller Wuchskraft und hat Aussicht, noch weitere 300—400 Jahre auf seinem freien Luginslandposten auszuharren, falls den Baum nicht eines Tages ein Blitzstrahl zerreiht; denn neuerdings hat ihn der Heimgatthaus mit einem Keilervat belegt und so wenigstens vor der Art des Holzjägers geschützt. Der Baum zur Rechten, etwas jünger an Jahren, scheint weniger zu versprechen. Er hat die typische Form jener Wetterarven, über deren Stamm und Krone schon manche böse Schlacht hingefertigt ist; auf der Windseite ist das Astwerk vollständig demoliert, und auch rechts hat Schneebruch arg am Leibe des Baumes gehaust. Leider sind die Arven in der ganzen Bergregion im Niedgang begriffen. So ist zu fürchten, daß der charakteristische Hochgebirgsreife bald nur noch in Staatsforsten zu finden sein wird.

Auf dem Santschobservatorium. Ein eigenartiges Jubiläum feierte Wetterwart Bonner vom Santschobservatorium, der mit seiner Frau nun den fünfundsingzigsten Winter auf der Krummbraunstein einsamen Bergspitze verbringt. Tief im Schnee vergraben, fern einer lauten Welt, arbeitet das mutige Ehepaar an den Wettertabellen, deren Zusammenstellung oft genug mit Lebensgefahr verbunden ist. Von Zeit zu Zeit schlägt der Telegraph an, Kunde bringend von dem, was sich in der Tiefe ereignet. Es ist ein hartes Leben, da oben im Gewirr der Felsen und Faden allein zu hausen. — Doch auch schöne Stunden sind diesem „hochgestellten“ Ehepaar beschieden, jene Morgen, an denen die Sonne in Herrlichkeit erstrahlt, jene Abende, da alle Berge im Umkreis zu glänzen beginnen. Und es kommen warme Sommermittage, wo die Flüsse und Seen wie Silber glimmern und überm blauen Schnee die Alpendohlen spielen und mancher werde Gast Einkehr hält bei dem freundlichen Ehepaar auf der Wetterwarte. Naturwissenschaftler von Welt Ruf, Kunstmalers, Dichter und Schriftsteller und mancher gewiegte Alpinist, der schon die Bernina und die Berner und Walliser Eisriesen bezwungen hat, weilten schon hier und lehren immer wieder gern zurück zum Santsch und zu den biederen Bewohnern seines Observatoriums.

Eingeborener aus dem Bismarck-Archipel (Südsee) mit Ohrschlitten. Die Bismarck-Inulaner sind ein äußerst kriegerischer Volkstamm als verhältnismäßig niedriger Kulturstufe. Viele sind noch Menschenfresser.

Eine Frau als Leiter eines deutschen Gefängnisses. Frau Oberin Schridt ist vor kurzem die selbständige Leitung des königlichen Zentral-Frauen-Gefängnisses in Wronze übertragen worden. Die deutsche Frauenbewegung hat damit ein neues bedeutungsvolles Ziel erreicht.

Au der See. Alle ausgediente Seebären beschäftigen sich gern damit, Schiffe en miniature zu schnitzen. Et entwickeln sie dabei eine solche Kunstfertigkeit, daß die nachgeahmten Schifflein mit allen Einzelheiten bis ins kleinste den großen Schiffen nachgebildet sind und auch nicht ein einziges Stüchchen Falzlage fehlt. Prachtvolle Beispiele dieser Kunst finden sich unter anderem in Lübeck im alten Hause der Schiffergesellschaft, wo eine ganze Reihe derartiger mit seltener Geschicklichkeit gearbeiteter Schiffsmodelle am Deckengewölbe hängen. Auch der alte Schiffer auf irgendeiner Wäde unterbricht seine einformige Arbeit des Rebeckelens gar zu gern einmal, um seinem Enkel eine richtige kleine Segelacht zu basteln. Die Probe auf seine Seetüchtigkeit hat das kleine Kunstwerk sicherlich längst bestanden, allem Anschein nach hat aber der Junge etwas zu heftig daran herumgehawelt, und nun muß der Alte herhalten, den Schaden wieder in Ordnung zu bringen. Das ist ihm offenbar viel interessanter als das Anstandehen der Rebe.

Allerlei

Latonisch. „Dem Schauspieler Stramboni haben sie jüngst seine Pferde ausgepumpt.“ — „Ja, und übermorgen werden sie versteigert.“

Ahnungsvoll. „So eine Frechheit! Sie laden mich ein, Sie zu besuchen, und dann pumpten Sie mich an. Da hätten Sie doch auch zu mir kommen können!“ — „Jawohl — daß Sie mich 'naußwerfen!“

Ermittlungsverfahren. Der Musikprofessor Presto ist von einem Automobil angefahren worden. Ein Schutzmann fragt ihn: „Haben Sie sich die Nummer des Autos gemerkt?“ — „Nein, aber die Hupe ist in D-Moll gestimmt.“

Seltene Sparfameit. Als der Zar Peter I. im Jahr 1717 nach Berlin kam, wurde er köstlich bewirtet, denn der König Friedrich Wilhelm I. machte Glanz, wenn es sein mußte, wogegen er es nachher doppelt einholte. Der Empfang Peters in den Provinzen war jedoch sehr ökonomisch eingerichtet. Auf die desfallsige Anfrage des Generaldirektoriums, wie man den Zar in Preußen bewirken sollte, antwortete der König eigenhändig: „Ich will sechstausend Taler bestimmen, davon soll Finanz-Direktorio nun so lang die Menage machen, daß ich den Zaren freihalten kann von Memel bis Wesel, in Berlin aber wird der Zar aparte traktiert. Mit einem Pfennig

gebe ich mehr dazu, aber vor der Welt sollen sie von 30—40 000 Taler reden, das es mir koste.“ — Ebenso empfing Friedrich Wilhelm I. den König August von Polen, der 1738 nach Berlin kam. In seiner Annahmehaltung hatte König August gebeten: „Daß bei dero Anwesenheit von meinen Affären gesprochen und man durch kein Zeremoniell geniert werden, sondern Sie wollten gern alles tun, um sich zu vergnügen nach eigenem Gefallen, auch nicht zum Trinken gezwungen sein.“ — Friedrich Wilhelm I. schrieb die kurze Antwort: „Sehr gut, ist mir so am liebsten.“

Gemeinnütziges

Gebakenes Kalbfleisch. Kalbsbrust, von der eine Suppe gekocht wurde, wird vor dem Kochen in Stücke zerteilt und dann aus der Brühe genommen, paniert und schnell in gutem Backfett gebräunt. Diese Fleischstücke bilden eine gute Beilage zu Spinat.

Von Blutandrang herrührender Kopfschmerz wird vielfach durch Gurgeln mit recht kaltem Wasser gebessert.

Basilikum ist ein feines Gewürzkräut. Die Ausfaat findet im April statt. Das grüne Basilikum ist runderbüschig, von feinem Aroma, das krause hat Anisgeruch.

Mit dem Anheften der Himbeerruten darf nun nicht länger gewartet werden, da sonst beim Anstreich Beschädigungen entstehen. Besser ist es jedenfalls, möglichst keine Himbeerpflanze schon im Herbst und Winter zu ordnen und gleichzeitig abgetragene Schosse zu entfernen.

Blühende Hyazinthen und Tulpen erfreuen uns um so länger durch ihren Flor, je kühler sie stehen. Ungeheizte Zimmer, wie auch sonnenarme Fenster erhalten die Blüte sehr lange.

Baldige Erträge junger Ahabarberanlagen sind nur bei zeitiger Vermehrung zu erwarten. Wir müssen bei gütigen Wetter baldigt die Pflanzen teilen. Zu späte Vermehrung verursacht schlechte Überwinterung, was den Ertrag sehr beeinträchtigt.

Weizenkleie ist ein vortreffliches Reinigungsmittel für Tapeten. Man streut sie auf einen weichen, sandfreien Badeschwamm oder auf ein Stück Fries und reibt die Wände damit ab.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| A | M | B | R | A |
| M | A | R | O | S |
| B | R | E | T | E |
| R | O | T | T | E |
| A | I | S | T | E |

Bei rauschtigen Nähen findet man häufig Verletzungen am Hand und den Achseln, mitunter entstehen hier heftige Blutungen. Um diese zu stillen, drückt man in Eisenchlorid getauchte Wattebäuschchen darauf. Später werden die betreffenden Stellen mit Jodoform-Kollodium behandelt.

Logogrify. Es ist mit o beliebige Spalte, Mit o entkammt's dem Habelkreise. Julius Falk.

Anagramm. Ich zähle zu beliebigen Meigen, Am Ende mach' das dritte Zeichen, Dann nicht du mich in froher Stunde Stoh kreisen in der Focher Kunde. Nachdem verstell' die Zeichen mein, Dann schließt als Harz ein Baum mit ein. Julius Falk.

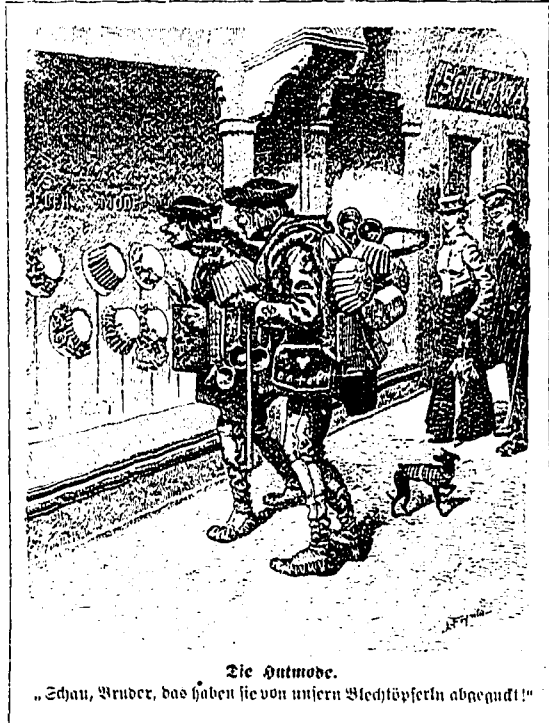
Homonym. Zu findet mich in Wald und Heu, Durch mich wird mancher Baum erdeh. Julius Falk.

Schachlösungen:
Nr. 100. 1) Dc 1—e 3 Zugzwang.
1) . . L g 3, L f 4, L e 5, L d 6, L c 7,
2) D g 3, D f 4, D e 5, L d 6, L a 7
matt. (NB. 1) . . K c 7 2) b s d matt.
Nr. 101. 1) D b 4—b 6 Zugzwang.
1) . . S e 2, h 6, g f
2) s d 3, S g 6, d 4 matt.
1) . . d 4, K f 4: 2) D e 7 matt.

Richtige Lösungen:
Nr. 98. Von G. Schulze in Remmberg (Remmberg).
Nr. 99. Von D. Dör in Birmansfeld.
Nr. 91. Von L. Fischer in Ebingen.
V. Mittmayer in Forchheim.
Nr. 96. W. W. in Sondershausen.
N. Feder in Bernweiler.
Nr. 98. Von W. Ruchhelm in Weber.
H. Schmitt in Forchheim.
Matt in 2 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:
Des Logogrify's: Hebel, Nebel.
Des Bilderrätsels: Liebe ist einäugig, aber daß gänzlich blind.

Alle Rechte vorbehalten.
Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.



Die Outmode.
„Schau, Bruder, das haben sie von untern Flechtlöcher abgequadt!“